

BEROAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Hoher Besuch in Sanssouci (mit Illustration von Karl Reichlin). — Ein Glas Wasser oder eine Rosenknoche. Novelle von Louise Mühlbach. (Fortsetzung). — Gefangene Frauen. II. Von George Fesefeld. (Schluß). — Römische Briefe. II. Von Wilhelm Marr (mit Illustration). — Die Vertrauten. Von Ludwig Pietich (zur gleichbenannten Illustration von G. de Jonghe). — Berliner Briefe. Von Otto Glagau. — Eine Wohlthäterin der Kindheit. Von F. von Hohenhausen. — Intermezzo. Von Richard Wüerfl. — Wirtschaftsplaudereien. — Schach-Aufgabe. — Auflösung der Charade Seite 232. — Modenbild nebst Beschreibung. — Correspondenz.

Hoher Besuch in Sanssouci.

Mit Illustration von Karl Reichlin.

Der königliche Park von Sanssouci, die prachtvolle und sinnige Schöpfung des großen Friedrich, hat seit dessen Zeit manche glänzenden Gäste in seinen Alleen wandeln und fahren, in den von seinen grünen laubigen Hallen beschatteten oder daran grenzenden Lustschlößern zum Gastbesuch weilen sehen, gebetene und erwünschte; zuweilen aber auch herzlich unwillkommene. Wenig über ein Jahrzehnt ist vergangen, seit einer dieser Gäste lebhaft wieder die Erinnerung an den unwillkommensten von Allen erweckte, an den Besuch des Siegers von Jena, des grausamen Feindes Deutschlands, Napoleon I. Das war dessen Nefte, der „rothe Prinz“ Napoleon, in dessen Zügen und Gesichtsformen, Haltung zu Fuß und zu Pferde der große Soldatenkaiser äußerlich noch einmal lebendig geworden zu sein schien. Der preussische Hof, den er zu besuchen gekommen war, die Mitglieder der königlichen Familie erfüllten gegen den Better des französischen Herrschers die Pflichten der Gastfreundschaft in gewohnter höflichster Weise. Aber zu einer rechten herzlichen Wärme sind doch auch damals die Beziehungen zwischen Wirthen und Hausherren im Park und Schloß von Sanssouci und diesem Gast nicht gediehen.

Wie ganz anders aber gestaltete sich das Verhältnis zu den Gästen, welche dort in den schönen, mit großartigem künstlerischem Sinn angelegten Orangeriebäuden auf der Anhöhe am Westrande des Parkes in diesen ersten Junitage ihr Quartier nahmen. Politische und rein menschliche Gründe wirkten zusammen, diesen Besuch zu einem hoch willkommenen und angenehmen zu machen. War es doch wie die persönliche, die sinnliche Bestätigung und Bekräftigung der engen freundschaftlichen Verbindung, welche gemeinsame Interessen zweier großer Völker, der Italiener und der Deutschen und ihrer Herrscherhäuser, welche verwandte Richtungen und Resultate ihrer staatlichen Entwicklung während der letzten zehn Jahre bereits zwischen ihnen geknüpft hatten.

Wenn dem Besuch und den Gästen durch diese Thatsache schon eine große Popularität bei den Bewohnern der deutschen Kaiserstadt gesichert war, so trugen zwei Umstände dazu bei, die Beliebtheit Jener und die Herzlichkeit des Empfanges zu steigern; der eine war der nächste Anlaß dieses Besuchs, der andere die

Persönlichkeit, wenigstens der einen schöneren Hälfte des Paares.

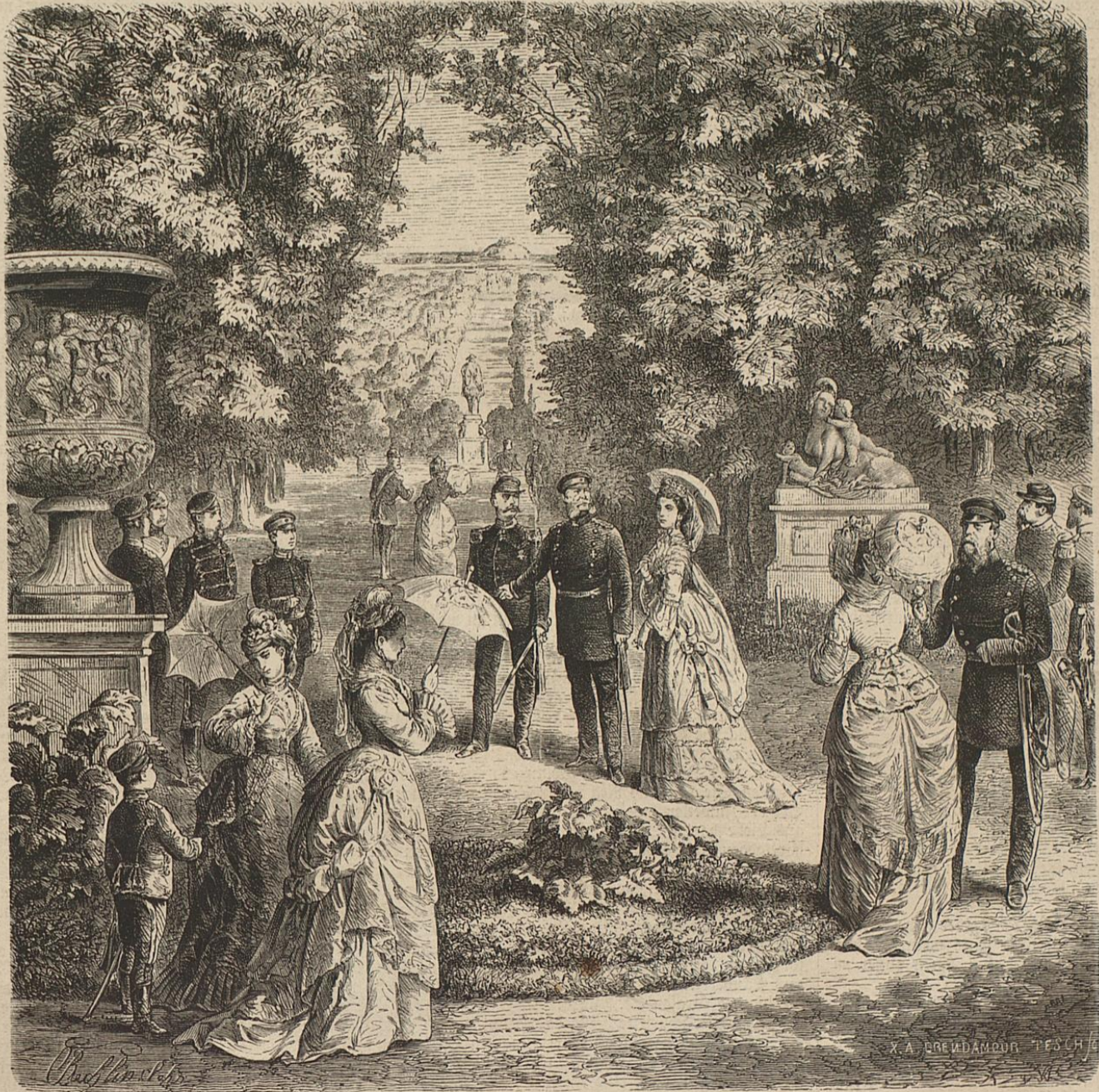
Man weiß, daß der Anlaß die Taufe des jüngsten Sprösslings des königlichen Hauses, des achten Kindes und jüngsten Töchterchens der Kronprinzessin des Deutschen Reiches war. Das italienische Kronprinzliche Paar war zur Taufe desselben eingeladen und hatte bereitwillig die Pathenstelle angenommen. Allen

italienischen Gäste. Und es gehört keine besondere Prophetengabe dazu, um für die ersten Septembertage dieses Jahres einen neuesten praktischen Beweis gelegentlich des in sichere Aussicht gestellten Besuchs des österreichischen Herrscherpaars und des Aufenthalts der schönsten aller Kaiserinnen am hiesigen Hof voraussagen zu können.

Der Kronprinz Humbert ist eine Erscheinung von jugendlich männlichem kraftvollem Gepräge; seine elastische mittelgroße Gestalt eine echte Hülarenfigur. Bekanntlich bestätigt sie diese Meinung, welche ihr Anblick erweckt, in Wirklichkeit vollkommen. Schnitt und Ausdruck seines Kopfes stehen durchaus in Harmonie damit. Es ist etwas entschieden kriegerisches, Berwegenes in seinen Formen, wie in den blühenden, dunkeln, bald vollenden, bald starrenden Augen, welche auch oberhalb der braunen Fris noch das umgebende Weiß der Hornhaut zwischen ihr und den Lidern sehen lassen. Das ganz kurz geschnittene Haar und der riesige braune Schnurrbart unterstützen und prägen diesen Grundcharakter der Physiognomie noch bestimmter aus.

Zu dieser Erscheinung des Fürsten bildet die seiner Gemahlin den allerhöchsten Gegensatz. Etwas höher gewachsen, als er, schlank, elancirt, zart, licht, blond, von fast jungfräulicher Anmuth, kann sie als eine der liebenswürdigsten Typen hoher Weiblichkeit gelten, welche des Glanzes der Stellung nicht bedürfte, um die Herzen zu gewinnen. Das deutsche Blut in den Adern der Enkelin des sächsischen Königs verleugnet sich weder in ihrer körperlichen Bildung, noch in ihrer Sprache. Sie beherrscht die unsere vollkommen.

Wie jede wahrhaft anmuthige Frau hat die Prinzessin den Sinn und Geschmack der Toilette, des für sie Passenden in der Tracht, in eminentem Grade. Der feine Tact der hochgebildeten Frau bewahrt sie dabei vor jeder Extravaganz und ihrer Erscheinung die volle Harmonie zwischen der Persönlichkeit und der Hülle. Dieser wohlthuende Eindruck machte sich mir schon damals aufs lebhafteste fühlbar, als ich der jungen Fürstin zu Baden-Baden in den Concerten und auf der Promenade täglich begegnete. Bei ihrem hiesigen Aufenthalt wiederholte sich mir nur derselbe, auch bei solchen Gelegenheiten, bei welchen die Sitte der hohen Frauen die Entfaltung prächtigen Glanzes als eine Pflicht auferlegt. Wie schön und discret wußte sie denselben zum Beispiel bei dem Tauffest des Kronprinzlichen Töchterchens, das fortan ihren eigenen Namen Margaretha trägt, zu genügen.



Prinz Georg. Prinz Friedrich. Kronprinz. Kaiser. Kronprinzessin.
Prinz Joachim. Prinzessin Maria. Humbert. Wilhelm. Margaretha.
Prinzessin Maria Anna. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Hoher Besuch in Sanssouci. Zeichnung von Karl Reichlin.

aber, was zum Hause und zur Familie „unsern Fritz“ in einer intimeren Beziehung steht, oder in eine solche tritt, bringt man in Preußen und speciell in Berlin von vorn herein ein eigenthümliches herzlich gefärbtes Interesse entgegen.

Aber alle tiefsten und bedeutendsten Wirkungen auf der Menschen Gemüth beruhen doch erst auf der Persönlichkeit. Des Siegers von Weissenburg und Wörth und seiner Gemahlin und ihrer Kinder Stellung zu unserm Volk ist selbst eins von den zahllosen Beispielen und Beweisen dafür. Aufs neue fand dieser Satz seine glänzende Bestätigung bei der Anwesenheit unserer

Römische Briefe an eine Dame.

Von W. Marr.

II.

Die entsetzliche Katastrophe des Vesuviusbruchs ist Schuld, daß ich mit diesem zweiten Briefe so lange warten ließ. Wenn unser Fuß den Boden so oft betreten hat, über den sich jetzt ein glühendes Lavameer ergossen, wenn die Bienen, Häuser, Gärten und Bäume nur noch in unserer Erinnerung existiren, dann bemächtigt sich unser, — wenigstens bei mir war es der Fall, — eine Art Kirchhofsstimmung, und grau in grau gefärbt scheint Alles, was wir sehen. Zwar schrieb mir meine geistreiche Freundin und Collegin Fräulein von Stein von ihrem Sommeritz am adriatischen Meer, die Zeitungen hätten den wirklichen Schaden, den der tollgewordene Vulkan angerichtet, bedeutend übertrieben. Doch darum bleiben die Originale der paradiesisch schönen Lichtbilder, die ich in meinem Gehirn mitgenommen hatte, zerstört, und wie mancher blüthenreiche, balsamisch duftende Standpunkt, von wo aus ich nach dem Krater des Vesuvius hinaufblickte und Gott Vulkan in höchst egoistischer Weise um ein brillantes Feuerwerk bat, — liegt heute ellentief unter steinhart gewordener Lava begraben! — Wohl setzte ich die Feder an, um Ihnen zu schreiben, wohl sprach ich mir mit dem die Seele erhebenden Worte: „Rom“ Muth ein, der aschengeschwängerte Himmel Napoli's senkte sich immer wieder herab und umbüßte meine Seele. Und doch — ich darf nicht murren. Mein Liebste ist diesmal verschont geblieben. Mein liebes, liebes Pompeji steht noch! In die lebensheitere Ruinenstadt, wo es so traulich ist, wo uns zuletzt zu Muth wird, als hätten wir selber schon vor 2000 Jahren darin gelebt und uns amüßert, ist das zerstörende Element nicht gedrungen, und die Steine, die der Vesuv auf Massa, San Sebastiano u. s. w. geworfen hat, sie sind alle dem wackeren Professor Fiorelli, dem Director des Museums in Neapel und der pompejanischen Ausgrabungen — vom Herzen gefallen. Und weil ich jetzt ganz bestimmt weiß, daß mein liebes, trauliches Pompeji noch steht, will ich versuchen, weiter zu schreiben, bitte aber ausdrücklich um Ihre Nachsicht.

Wir waren in der Sala delle Statue im Vatican zu Rom und haben die Bekanntschaft der melancholisch schönen Tritonen gemacht. Reichen Sie mir jetzt die Hand und lassen Sie sich zur stummen Audienz bei einer trauernden Königstochter führen.

Es ist die Ariadne, die verlassene Ariadne auf Naxos. Um dem Ungeheuer, dem Minotaurus, den jährlichen Tribut zu bringen, erschien Theseus auf der Insel Kreta. Dort sah er die schöne Tochter des Königs Minos, und sie sah ihn, und da verliebten sie sich beide in einander. Es galt nun, den Minotaurus zu tödten, aber dieser hauste in dem Labyrinth, und wenn es wirklich gelänge, dem Ungeheuer den Garau zu machen, so konnte man post festum zusehen, wie man sich aus den verschlungenen Gängen des Labyrinths wieder herausfinden mochte. Das aber galt für eine Unmöglichkeit. Gegen den Minotaurus nun gab Ariadne dem Theseus ein gefeiertes Schwert, als Wegweiser einen Knäuel Garn, welcher abgewickelt den Eindringlingen als Leitfaden, als der „Faden der Ariadne“ diente. Theseus erlegte den Minotaurus, fand glücklich den Rückweg und — entführte seine Ariadne.

So weit war Alles so gut wie möglich. Aber Undank ist der Welt und oft auch der Liebe Lohn. Der statterhafte Theseus setzte unterwegs die Geliebte an der Felseninsel Naxos aus und segelte mit seinem Schiffe weiter. Die übrigen, von einander abweichenden Schilderungen der Muth über das fernere Schicksal der Ariadne gehen uns hier Nichts an. Hier haben wir den Schmerz einer Königstochter vor uns. Keinen wilden Schmerz einer Grifette, auch keinen sentimentalischen Schmerz einer Bürgerstochter, keinen affectirten Schmerzpatos einer Theaterprinzessin, — nein, einen tragisch plastischen Schmerz. Sie mag leichtsinnig gewesen sein, die Prinzessin Ariadne, königliche Hoheit; sie trägt die Folgen ihres Leichtsinns mit einer Majestät des Kummers, die ihr unsere Verzeihung erwirkt. Da ruht sie auf einem Felsen, das schöne Haupt auf die Außenseite der linken Hand gestützt und den rechten Arm apollonisch träumerisch über den Kopf gelegt. Der Oberkörper ist halb aufgerichtet, und das faltenreiche Gewand läßt die wunderbaren Formen des herrlichen Weibes wie den Leib einer Juno erscheinen. Sie träumt. Sie träumt von Theseus, der sie verließ, und den sie dennoch liebt. Sie träumt von glückseligen Stunden, die ihr das jergelgeschwellte Schiff entführt haben. Sie hat gewiß dem Schiffe so lange nachgeblickt, als es noch am Horizonte zu sehen war, und dann sank sie müde und matt und tragisch resignirt, wie es einer Königstochter geziemt, auf den Felsen nieder und träumte, — träumte von dem „Ariadnefaden“, der so leicht zerriß.

Sie bemerken, daß man in der Nähe dieses herrlichen Bildwerkes mit gedämpfter Stimme spricht, und das ist die Nacht, die Allmacht der herrlichen Bildhauerkunst, daß sie in den Marmor eine Seele zu bannen weiß. Mädchen, welche die Ariadnefrage nicht kennen, bleiben unwillkürlich stehen und ahnen, daß hier ein großes Unglück, ein tiefer Kummer in Marmor vor ihnen ruht. Es sind Gesichtszüge, die nur auf die „Nacht“ des Michel Angelo in der Neuen Sacristei der Lorenzokapelle zu Florenz übergegangen zu sein scheinen. Vielleicht hat der große florentinische Meister Begeisterung aus diesen Ariadneziügen ge-

zogen und seiner wunderbaren Schöpfung zu Florenz eingehaucht als Renaissance der Antike.

Diese Statue bildet recht eigentlich einen Anhalts- und Ruhepunkt unter dem lebhaften Gewimmel der übrigen Bildwerke; der ganze Styl dieser Statue ist so würdig ernst gehalten, daß wir die Sünderin Ariadne vergessen und nur das schmerzgebeugte Weib vor uns erblicken.

Das Bildwerk ruht auf einem antiken Sarkophage, an welchem der Kampf der Giganten gegen die Götter in Basrelief dargestellt ist. Diese Bursche, deren kraftvolle Körper in wirbelnden Drachenschwänzen auslaufen, und welche trotzigen, wuthverzerrten Blickes Steine und Eichenäste gegen den Olymp schleudern und bei ihrem Himmelstürmen von den Göttern stets wieder mit zerschmetterten Gliedern in den Abgrund zurückgeschleudert werden, verrathen die Kühnheit und Phantasie des Meisters, der sie geschaffen. Es ist die bis zur Verzweiflung kämpfende Götterlästerung, und die Götter ließen sich nicht ungestraft lästern. — Ein sonderbarer Sargschmuck für die Asche von Personen, die gewiß in dem Glauben an die schönen Götter entschlafen sind. Aber die Antike nahm das nicht so genau mit ihren Vorwürfen, und selbst auf Sarkophagen der ersten christlichen Zeit, welche nachweisbar die sterblichen Reste von Christen bargen, finden wir mythologische Reliefs, — sogar Amor und Psyche, freilich von Puschern ausgeführt. Die Vorwürfe der heidnischen Plastik christianisirten sich erst nach und nach. Die Künstler blieben, man kann sich dieser Einsicht nicht verschließen, so lange Heiden, als sie konnten, und wo sie konnten und durften, fielen sie noch im frommen Mittelalter mit Vorliebe bei ihren Werken ins griechisch-römische Heidenthum zurück.



Ariadne.

Wir Alle haben in Rom wohl gelernt, in dieser Hinsicht auch das Papstthum milder zu beurtheilen. Die Päpste ließen die Schriftsteller und Philosophen verbrennen und den Bürger, der an die Schriftsteller und Philosophen glaubte, ließen sie auch verbrennen. Aber gleichzeitig füllten sie den Vatican mit heidnischen marmornen Götterbildern, gleichzeitig schufen Raphael, Guido Reni u. A. ihre farbenstrahlenden mythologischen Fresken. Der Humanismus war in der Kirche immer stärker, als der Fanatismus.

Können wir uns nach dieser jervösen Betrachtung eine kleine Absehwägung.

Wie „Saul unter die Propheten kommt?“ wie ich mich für Ornamentik so interessiren konnte, daß ich dem links von der schönen Ariadne befindlichen Bruchstück eines Frieses eine Aufmerksamkeit zuwandte, als wäre ich ein Architekt oder doch ein Kenner? Gewiß, es ist nicht die Zeichnung des Moments, wo Theseus die Ariadne verläßt und sein Schiff besteigt, welchen das Ornament darstellt. Der Mangel an Proportionen, an Perspective u. s. hat nur ein kunsthistorisches Interesse. Die Zeichnung des Ornamentes selber fesselte mich, diese Säulenmischen ein miniature des Theseus repräsentirt. Es liegt eine unbeschreibliche Grazie in dieser Zeichnung, und daß der Künstler in den beiden Säulenmischen einen Bacchus und eine Bacchantin angebracht hat, welche die reizendsten Linien zeigen, ist gleichsam die Darstellung der Zukunft der Ariadne, die von Bacchus später auf Naxos gefunden und erlöst wurde.

Um eine Photographie von diesem Ornament zu erhalten, sind ein Paar mir befreundete Architekten ganz Rom durchwandert, haben alle photographischen Anstalten durchstöbert. Umsonst. Da ordnete ich eines Tages meine Sammlung von Photographien. Ich kam an einen mittelmäßigen Merkur und siehe! Durch Zufall war das Ornament, welches dicht neben dem Goite an der Wand befestigt war, mit auf die Platte und folglich mit auf das Bild gekommen. Die Freunde meiner Freunde ob dieser Entdeckung war groß. Die Mühe des Abzeichnens war ihnen erspart.

Man wundert sich bei uns zu Hause gewiß, daß man in Rom nicht einmal eine vollständige photographische Collection der plastischen Kunstschätze der Galerien bekommen kann. Leider ist dem so. Die Bravourobjecte — und auch diese nicht alle — erhält man käuflich, aber Tausende von Dingen, für den Studienfleiß von größtem Interesse, sind nicht zu haben. Ich habe wohl noch später Gelegenheit, hierüber ein Klagegedicht zu singen.

Wenn ich zu Hause sitze und oft stundenlang durch das Stereoscop die Porträts meiner marmornen römischen Freunde und Freundinnen betrachte, dann denke ich: es ist doch eine schöne Sache um die Phantasie! Sie führt uns zurück in die hinter uns liegende Wirklichkeit: — Rom! — Und dann höre ich die Wasser der Fontana Trevi rauschen und plätschern —

Denken Sie noch an die Fontana Trevi?! —

Zu Anfang meines nächsten Briefes bringe ich Ihnen einen Trunk aus diesem Quell, aus dem ewige Sehnsucht nach Rom sprudelt.

Die Vertrauten.

Gemälde von de Jonghe.

Der Maler dieses anziehenden Conversationsbildes gehört zu jener Gruppe moderner Pariser Künstler, welche nach dem Beispiel der Verburgh, Meun, Slingeland des 17. Jahrhunderts ihre Lieblingsaufgabe darin suchen, die Erscheinungsformen und die Sitten der eleganten Welt ihrer Zeit und Umgebung möglichst treu und mithin möglichst elegant zu schildern. Stevens und Toumonche bildeten mit de Jonghe lange Zeit die berühmteste Dreierheit unter den Malern dieser Richtung. Ihr Erfolg hat neuerdings viele Andere, mehr oder weniger Berufene, in die gleiche Bahn gelockt.

Dramatische, leidenschaftlich bewegte Vorgänge, an welchen das moderne Leben nicht ärmer ist, als das ältere Jahrhunderte, überhaupt Scenen, in welchen der Stoff bereits ein besonderes fesselndes Interesse zu erwecken geeignet wäre, vermeiden diese Künstler eher, als daß sie dergleichen zu Vorwürfen ihrer Gemälde suchten. Ruhige, ja innerlich durchaus gleichgültige Gegenstände, welche die Aufmerksamkeit des Beschauers durch ihren geistigen, gemüthlichen und poetischen Gehalt nicht von dem für den Maler Wesentlichsten, dem Wie der Darstellung: der Farbe, der Delicatesse der Zeichnung, der technischen Meisterlichkeit des Machwerks ablenken, solche sind es, in deren Behandlung sie ihren besten Ruhm suchen. Von den genannten Dreien geht Alfred Stevens in dieser Richtung am weitesten. Den eleganten Pariser Damen, in deren Darstellung er sich nie erschöpfen mag, muthet er kaum je den Schatten, den Schein einer bestimmten Handlung oder auch nur eines Gedankens zu. Bald läßt er die eine sich die Handschuhe über die schönen Finger streifen, bald mit dem Hut auf den Haaren durch das Fenster nach dem Wetter anschauen, bald einen kopfwackelnden, dickbäuchigen, chinesischen Gögen betrachten oder einen aufgespannten Sonnenschirm sich über den Kopf halten. Und trotzdem gehören seine derartigen Schöpfungen zu dem rein künstlerisch Vollendetsten und Geistreichsten, was die eigenliche malerische Kunst unserer Zeit hervorbringen vermochte. Die heutigen Maler dieser Richtung sind, sobald sie

ihre Gegenstände und Modelle nur in der eleganten Frauenwelt suchen, sicher kaum weniger von der Mode der Zeittracht begünstigt, als jene Niederländer. Zu keiner Zeit vielleicht hat letztere eine gleiche Mannigfaltigkeit der Formen, Schnitte, Farben gestiftet und erzeugt, dem persönlichen Belieben, der individuellen erfindenden Phantasie und dem Geschmack der Einzelnen eine gleiche Freiheit gewährt, sich zu bethätigen in dem, womit und wie sie sich eine Dame kleiden und schmücken will, als die gegenwärtig herrschende. Sie verzichtet auf ihre einst so tyrannischen Herrscherrechte vollständig, als es selbst eine gut constitutionelle Königin von England vermöchte. Und das gerade macht diese modernen Frauen, zumal der Pariser guten Gesellschaft, als malerischen Gegenstand so willkommen.

Was Stevens nun mit außerordentlicher Energie des Farbentons und genialer Freiheit und Virtuosität des Vortrags behandelt, das ziehen Toumonche und de Jonghe vor, in einer bis zum äußersten Grade der Delicatesse und Glätte gehenden Manier, dabei aber in tadellos correcter Zeichnung und mit feiner Empfindung für das Charakteristische durchzuführen. Beide nehmen es auch viel weniger streng mit der „Gegenstandslosigkeit“ der Bilder. De Jonghe wählt sogar mit Vorliebe häusliche Scenen von einem gewissen gemüthlichen familiären Charakter, versteht seine schönen, zarten und aristokratischen jungen Frauen gelegentlich wohl mit einem größeren Töchterchen oder einem Baby, das er sogar von ihnen selbst genährt werden läßt! Aber immer merkt man doch, daß ihm bei diesem eleganten Familienglück, das er uns so gefällig schildert, die Toilette, welche seine Damen tragen, und jene Spuren der hochverfeinerten Existenz, welche sie umgeben, die Eleganz mit einem Wort, weit mehr die eigentliche Hauptsache ist, als jenes Familienglück selbst.

Unser schöne Holzschnittcopie eines Bildes von de Jonghe läßt auch, ohne daß sie von der Farbe mehr, als nur eine Andeutung der Ton-Verte zu geben vermöchte, seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten recht wohl erkennen. Die dargestellte Scene ist die in tausend Formen und Variationen von der modernen Kunst immer wieder behandelte: die beiden Vertrauten, von denen die

eine der andern ihre kleinen Herzensgeheimnisse und Freuden in den mitfühlenden Busen ausschüttet. — Das erste Duo zwischen Norma und Adalgisa ins moderne Parisische, aus der Sprache der Leidenschaft in die gedämpfte und discrete des freundschaftlichen Geplauders übersetzt, und ohne daß die erschütternde Entdeckung: der Geliebte der Einen sei der Verräther der Andern, das herzliche Zwiegespräch mit dem grellen schmerzlichen Mißklang bedrohte, in welchen jene berühmte lyrische Scene ausläuft. — Einen Brief, wie den, welchen die junge blonde Dame, in silbergrauer oder malvenfarbiger Atlasrobe, dort zwischen den feinen, schlanken Fingern hält, ganz nur für sich zu behalten, „die höchsten Freuden“, wie es in jenem Liebes des alten Bach heißt, in seinem Herzen einzuschließen, ist für ein solches in den meisten Fällen eine harte Zumuthung. Das Geheimniß kann wohl zuweilen das Glück mehren und sichert jedenfalls seine längere Dauer. Aber eine kleine Ausnahme von der sonst unverbrüchlichen Verschwiegenheit muß dem Beglückten zu machen gestattet sein. Die Beichte ist auch für die, welche der Absolution nicht bedürfen oder nicht zu bedürfen glauben, ein tiefes, oft unübersteigliches Bedürfnis. Die größten Schmerzen scheinen sich für Viele zu mildern, wenn ihnen ein Gott den Freund gab, dem sie sagen, was sie dulden; die „höchsten Freuden“ sich noch zu steigern, wenn wenigstens noch eine andere Seele um sie weiß, um Den, der sie genießt, zu beglückwünschen und zu — beneiden. Mit Entrüstung würde sicher die große Mehrheit der vertrauten Beichtiger ihres Glückes den Verdacht von sich weisen, daß letzterer Wunsch einen nicht geringen Antheil an ihrem Beichtbedürfnis habe. Wären sie der unbefangenen Prüfung des tiefsten Grundes des egoistischen eignen Herzens und der menschlichen Natur überhaupt fähig, so würden sie dort dies mächtige bewegende Motiv erkennen und Goethe's Carlos Recht geben, der zu Clavio das erschreckende, treffende, ewig wahre Wort spricht: „wenn Dich die Menschen nicht beneiden, so bist Du nicht glücklich.“

Sicher ist die dunkelgekleidete, dunkeläugige Freundin, deren lichte, volle, prangende Arme und Hals so lockend durch den schwarzen Flor ihrer Umhüllung schimmern, vom reinsten Wohlwollen, von der aufrichtigsten Herzenstheilnahme für ihre reizende Genossin, für deren Leid und Lust erfüllt. Und dennoch wette ich, daß sie in diesem Augenblick, wie sie da zurückgefunken in die Lehne und die Seidenkissen der Causeuse, die Hände auf dem Knie gefaltet, den schönen Kopf gegen die Schulter geneigt, lauschend dasitzt, mehr in die eigenen Träume, welche jenes Briefes Worte aus dem Schlummer in ihrem Herzen erwecken, als in die Gedanken über die Angelegenheiten der Freundin versunken ist. „Oh rimembranza!“ mag sie mit Norma seufzen. „So hat auch Er gesprochen!“ in den Tagen, die vorüber sind. Die ganze warme, süße Fluth der Erinnerungen steigt vor ihrem innern Blick auf, und ihr dunkler Augenstern umflort sich und blickt starr vor sich hin. Die Reihe der Bilder der eigenen Seligkeit zieht an ihr vorüber, jene Reihe, welcher das gemeine Schicksal alles Glückes und aller Schönheit, die Vergänglichkeit, ein nur zu schnelles Ziel setzte. Das Unwiederbringliche steht noch einmal so nah, so gegenwärtig, so leuchtend vor ihrer Seele, daß es wieder seinen Abglanz über ihre edlen Züge gießt, und ein leises, be-

glücktes Lächeln wie sonst wieder ihre feinen, ersten Lippen kränzelt. Was die Freundin dort noch weiter liest, bringt nur wie ein inhaltsloses Murren an ihr Ohr; wenn diese den Brief beendet hat und vom Papier aufblickend das frohe Gesicht der Andern zugewendet fragen wird, was sie nun sage zu so vieler Liebe, und was sie ihr zu thun rathe, dann wird diese wie aus tiefem Traum erwachen, verwundert und fremd in ihrem Boudoir um sich blicken und in einiger Verlegenheit um die Antwort sein.

Ludwig Pietsch.



Die Vertrauten. Von G. de Jonghe.

Berliner Briefe.

Von Otto Glagau.

3. Berliner Bau- und Häusergeschichte.

Große, um- und fernsichtige Geister müssen es stets büßen, wenn sie ihrer Zeit voraneilen, haben dafür regelmäßig Spott und Schaden zu erdulden; werden an der Idee, die sie bewegt und treibt, wo nicht mit Leib und Leben, so doch mit Hab und Gut, Ehre und Freiheit, fast immer zum Märtyrer. Was sie gewollt, erstrebt und angebahnt, wird dann von Andern klug benutzt und glücklich ausgebeutet; was sie gesät, ernten später lachende Erben.

Eine neue Bestätigung dieser leider sehr alten Erfahrung bietet ein Rückblick auf die jüngste Entwicklung Berlins. Wenn wir früher etwa behaupteten: das reizend schnelle Anwachsen unserer Stadt habe Niemand geahnt — so müssen wir uns jetzt etwas berichtigen. Es gab allerdings nicht nur Einen, nicht nur Etliche und Mehrere, es gab eine ganze Klasse von Leuten, die solches ahneten und dem Mangel und der Noth an Wohnungen,

worunter wir heute so bitter leiden, im voraus abzuwehren gedachten. Es waren dies die sogenannten Bauunternehmer und Bauspeculanten, die schon während der dreißiger und vierziger Jahre in Berlin eine Rolle, wenn damals auch nur eine ziemlich klägliche und sehr undankbare, spielten. Sie zeigten sich von einer Baulust ergriffen, die kurzfristige Zeitgenossen einfach Manie und Schwindel nannten. In Folge ihrer ungestümen Thätigkeit entstanden über Nacht zahlreiche Straßen und ganze Straßenviertel, die, wie z. B. die große Oranienburger Vorstadt, zum Theil noch heute nicht völlig ausgebaut, noch heute nicht einmal durchgängig gepflastert sind.

Der hauptsächlichste Schauplatz ihrer Thaten wurde das weite wüste Köpniker Feld, wo sich zuerst vereinzelte, unter Kohlgärten und Kartoffelfeldern oder neben den Hütten und Ställen der ackernden Kleinbürger, urplötzlich vier bis fünf Stockwerk hohe, modisch aufgeputzte Häuser erhoben, bald auch ganze Straßenzüge emporwuchsen, die freilich noch lange Zeit ein sehr isolirtes und fragwürdiges Dasein führten und von der eigentlichen Stadt durch hohe Zäune geschieden waren — eine Welt für sich, buchstäblich mit Brettern vernagelt. Das ungeberdige Jahr 1848, in Folge dessen die Bevölkerung Berlins merklich zusammenschmolz, machte den Bauspeculanten durch ihre Rechnung einen bösen Strich, unterbrach für einige Zeit ihre Projecte und Experimente, bis diese dann etwa von 1857 ab mit verdoppeltem Feuereifer wieder aufgenommen wurden. Zäune und Bretterverschläge wurden niedergerissen, directe Verbindungsstraßen nach der Stadt hin durchgebrochen, und das ganze Köpniker Feld bis zur Ringmauer vollends ausgebaut. Auch weit hinter den derzeitigen Thoren, fern ab von der Stadt, wohin sich der Fuß eines luftwandelnden Berliner nur selten verirrete, sah man großartig angelegte Gebäude wie Pilze aus der Erde schießen: Bauwerke, über deren Bedeutung und Zweck man sich kaum klar zu werden vermochte.

Dieser Anzahl von neugebauten Häusern fehlte es lange Zeit an allen — oder doch an Miethe zahlenden Bewohnern. Sie standen entweder gänzlich oder stückweise leer, oder sie beherbergten sogenannte Trockenwohner, die das Obdach, welches sie hier gefunden hatten, zwar nicht mit Gelde, aber aus Ursachen der noch feuchten, dumpfen und oft nur halbfertigen Räume, mit Krankheit und Siechthum, ja mit dem Leben bezahlen mußten, und erst zahlungsfähige Miether heranzulocken sollten. In diesen fast durchgehends auf den wohlhabenden Mittelstand berechneten, prälerlich aufgeputzten Häusern nißete sich das Proletariat, die Armuth und auch wohl das Verbrechen ein; und sie nahmen bald ein schmutziges, verworfenes Aussehen an: mit abbröckelndem, grün anlaufendem Mauerwerk, in den Angeln hängenden, nicht mehr verschließbaren Thüren und zerbrochenen, verklebten Fenstern, aus denen nasse Wäsche und allerhand Lumpen flatterten. Es kam vor, daß der Wirth und die sogenannten Miether sich gegenseitig gar nicht kannten, daß sich hier Leute einquartiert hatten, ohne Jemanden zu fragen, ja daß ein Wirth überhaupt nicht vorhanden, das betreffende Haus zeitweilig ganz herrenlos war, indem der ursprüngliche Erbauer oder der letzte Besitzer sich aus naheliegenden Gründen spurlos verloren hatte. Viele Häuser gingen schon im Rohbau aus einer Hand in die andere, wurden

schon im Rohbau drei-, viermal hintereinander gerichtlich subhastirt; viele Bauten blieben liegen, standen Jahre lang mit offenen Thür- und Fensterhöhlen da, bildeten, wiewohl noch lange nicht vollendet, bereits wieder traurige Ruinen, woselbst mancherlei Nachtgevägel, gefiedertes und ungefedertes, hauste. Die Herren Bauunternehmer und Bauinspektanten selber beschloffen ihre fast immer nur sehr kurze Laufbahn gewöhnlich in „Möser's Ruhe“, in dem damaligen Schulgefängniß, und sie bildeten hier die Mehrzahl der Insassen. Sie rekrutirten sich vorwiegend aus dem Stande der Maurer- und Zimmergesellen, oder waren doch sehr problematische Existenzen, die sich bereits in den verschiedensten Künsten und Gewerben versucht hatten. Sie besaßen entweder gar keine oder doch ganz unzureichende Mittel, sondern lebten und hausten allein auf „Pump“. Sie waren den Preis für die Baustelle schuldig geblieben und ebensowenig konnten sie die Bauhandwerker bezahlen, die mit ihnen zu Grunde gingen. Von all den Gebäuden, die sie ihr eigen nannten, gehörte ihnen thätlich kein Mauerstein, und mit Rücksicht darauf entstand das gesüßelte Wort: „Sieben Häuser und keine Schlafstelle.“ Während die „Bauherrn“ sich unsichtbar gemacht hatten oder in der Gefangenschaft schmachteten, geriethen ihre Werke unter den Hammer; aber es fanden sich nur schwer Käufer, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß solch halb- oder ganzfertiges, bewohntes oder unbewohntes Haus, das heute einen Werth von 20,000 bis 60,000 Thaler behauptet, irgend einem Jemand, der zufällig die Gerichtsstelle betrat, oder einem herzugewandten Beamten für ein paar Thaler zugeschlagen ward. Unter diesen, oft mit dem größten Unverstand, wo nicht gar mit verbrecherischer Leichtfertigkeit errichteten, so zu sagen, nur aufgebundenen Gebäuden graßte aber auch eine eigene Gattung: der Häusererei; und etliche mit besonders schrecklichen Katastrophen verbundene Fälle leben noch in Aller Gedächtniß!

Noch lange hielt die Baulust, oder, wie ihre Gegner es nannten — der „Bauschwindel“, an, und demzufolge blieb in Betreff der Wohnungen noch lange die Nachfrage hinter dem Angebot zurück. Noch im Jahre 1865 standen von zusammen etwa 140,000 Wohnungen 4500 leer; und unter diesen waren es — was wohl zu beachten ist — wieder 3500 Quartiere, die höchstens 100 Thaler Jahresmiete kosteten, so daß weitaus die Mehrzahl der unvermieteten Wohnungen zu den kleinsten und billigsten gehörte. Der 1866 ausbrechende Krieg ließ sogar von zusammen 148,000 Wohnungsgelassen gegen 8000 leer stehen, und selbst im Jahre 1867 blieben von zusammen 152,000 Quartieren noch etwa 5500 unvermietet. Bis dahin war der Miethzins in Berlin noch ein sehr mäßiger, kaum höher, als in den größeren Provinzialstädten; man nahm an, daß er durchschnittlich ein Fünftel von dem Jahreseinkommen erheische, und mit dieser Schätzung konnten die Steuerpflichtigen sehr wohl zufrieden sein. Allein schon fing die Baulust an merklich nachzulassen; die bisher ungünstigen Erfahrungen, die unsichere oder doch bedenkliche politische Lage, vorzüglich die reservirte Haltung des Capitals ließen Vaugelder nur schwer und mit großen Opfern aufstreifen. Während das Polizeipräsidium im Jahre 1865 noch 4200 Bauserlaubnischeine ertheilt hatte, wurden solcher, 1866 nur 2676 und 1867 nur 2650 verlangt. Gleich darauf begann nun aber ein so starker Zuzug von außerhalb, eine so große, sich beständig noch steigende Einwanderung, daß das frühere Verhältniß sich unipföhllich umgestaltete, sich bald völlig verkehrte. Während 1867 die Wohnungsgelasse, welche höchstens 200 Thaler Jahresmiete kosteten, noch 85 Procent der Gesamtzahl ausmachten, betrugten sie im 1. Quartal 1868 nur noch 36 Procent; während der Procentatz der Wohnungen von über 1500 Thaler Jahresmiete 1867 nur $\frac{2}{5}$ war, lautete er 1868 schon $9\frac{3}{4}$ Procent. Mit andern Worten: die Zahl der Wohnungen mit höchstens 200 Thaler Jahresmiete hatte sich um mehr als die Hälfte verringert, die Anzahl der Wohnungen von über 1500 Thaler dagegen sich fast um das Fünfundzwanzigfache vermehrt. So rapid waren die Miethen in Einem Jahre gestiegen. Und sie blieben

seitdem — um das gleich hier zu vermerken — in ununterbrochenem Steigen; selbst seit 1868 hat sich die Höhe des Miethzinses mindestens verdoppelt, wo nicht verdreifacht. Die Herren Wirthe steigern ihre Miether regelmäßig von Jahr zu Jahr — wenn es der Contract irgend zuläßt, auch schon mit jedem neuen Halb- oder gar Vierteljahr — und die Miether fügen sich in das Unvermeidliche, ja, ein Miether überbietet immer noch den anderen. Zu Ostern und zu Johanni 1870 machte sich in Berlin zuerst die „Wohnungsfrage“ geltend und setzte namentlich die unteren Schichten der Bevölkerung in Bewegung und in Schrecken. Nur der unmittelbar darauf entbrechende Krieg gegen Frankreich beseitigte einstweilen den Nothstand. Aber gleich nach dem abgeschlossenen Frieden trat er um so greller zu Tage. Damals durchirrten Hunderte von „kleinen Leuten“ die Straßen, Wochen und Monate lang vergebens nach einem Obdach suchend, so daß selbst schon die Behörden in Besorgniß geriethen. Und Gott weiß, was die allernächste Zukunft bringen wird! Denn wie sehr sich die Baulust auch wieder regt und innerhalb der Stadt wie im weitesten Umkreise von Berlin täglich neue Projecte und thätigste großartige Unternehmungen hervorruft — das Alles scheint dem Bedürfniß noch lange nicht zu genügen, ja, die Noth nicht einmal zu mindern. Wohnungen zu einem Miethzins von 30 bis 50 Thalern jährlich, wie sie noch 1867 über 30 Procent der Gesamtzahl ausmachten, existiren überhaupt nicht mehr; auch das kleinste elendeste Geßäß ist heute nicht unter 70 bis 80 Thalern zu haben. Selbst dunkle, feuchte Keller, unheißbare Bodenkammern und unbenutzbare Stallräume finden Scharen von Bewerbern und werden mit Geld aufgewogen. Sogar in abgelegenen Stadttheilen stellt sich bei kleineren und Mittelwohnungen, die verhältnißmäßig am theuersten, weil am gesuchtesten sind, der Preis jeder Pfüce, Küche und Kammer mit eingerechnet, gegenwärtig schon auf 100 Thaler, wogegen er in den frequenten Stadttheilen das Doppelte und Dreifache erreicht, und alle Geschäftslocalitäten, gleichviel ob sie im Vorder- oder Hinterhause, über oder unter der Erde gelegen sind, noch ungleich höher, nicht selten mit geradezu ungläublichen Summen bezahlt werden. Der Miethzins erfordert jetzt durchschnittlich ein Viertel, häufig genug ein ganzes Drittel der Haushaltungskosten; er nöthigt die Familien zur größtmöglichen Einschränkung auf allen anderen Gebieten, und er erzeugt namentlich unter den sogenannten gebildeten Ständen, die kein eigenes Vermögen besitzen, sondern nur von ihrem mehr oder minder schmalen Gehalte leben, ein förmliches Proletariat.

Daß mit solchen Zuständen die Stellung und Bedeutung der Berliner Hauswirthe eine wesentlich andere geworden ist, darf wohl nicht besonders betont werden. Wer von jenen Bauunternehmern sich in die Gegenwart hinübergerettet, sich irgend einen Grundbesitz zu erhalten gewußt hat, ist heute ein gemachter Mann und blickt lächelnd auf die Zeit zurück, wo die Diener des Stadtgerichts auf ihn Jagd machten, und der Executor sein Hausfreund war. Die Berliner Hausbesitzer waren früher vorwiegend Kleinbürger, ein starker Bruchtheil von ihnen ehemalige Hausknecht und Budiker, die sich allmählig aus dem Kellergeschoß in die höheren Stockwerke emporzuschwangen. Auf allen Häusern lasteten große Hypotheken; noch im Jahre 1865 waren nahezu vier Fünftel des Grundbesitzes von Berlin verschuldet. Reiche und wohlhabende, vornehme und hochgestellte Leute pflanzten lieber zur Miete zu wohnen, als daß sie sich den mit dem Besitz und der Verwaltung eines Hauses verbundenen Unzuträglichkeiten unterzogen. Heute beilen sie sich, um jeden Preis ein Haus zu erwerben, um nur überhaupt eine Wohnung zu finden. Noch mehr Eifer in diesem Sinne entfalten alle Geschäftsleute, denn ohne Grundeigenthum schweben sie in steter Gefahr, von einem Concurrenten ausgemietet oder aus andern Ursachen aufgekündigt zu werden. Wohl dem, der schon gekauft hat, sei es auch erst ganz kürzlich: — er kann sich frohlockend die Hände reiben! Mit den Miethen und in demselben Grade ist selbstverständlich auch der Preis der Häuser, der Werth von Grund und Boden

gestiegen. Im Jahre 1865 berechnete sich der durchschnittliche Werth eines Hauses in Berlin auf 24,000 Thaler, im Jahre 1867 schon auf 35,000 Thaler, und zur Zeit kann er ohne Uebertreibung wohl auf 80,000 Thaler angegeben werden. Wohl dem, der selbst heute noch kauft! Er kann schon morgen mit einem schönen Profit wieder verkaufen. Zahlreiche Häuser, namentlich in der besten Stadtgegend, sind im Laufe weniger Monate oder gar bloß weniger Wochen durch ein Duzend Hände gegangen, und jede Hand hat dabei Fünf- bis Zehn-, auch wohl Fünfzehen- bis Zwanzigtausend Thaler verdient. Die Speculation in Häusern, in Baustellen und Baugrund ist weit erflücklicher, als selbst die Speculation an der Fondsbörse. Und auch weit räthlicher, weit sicherer! Denn wie fabelhaft klingende Preise auch bereits für Alles, was Haus oder Baugrund heißt, bezahlt werden: man erwartet allgemein, und es ist fast bestimmt vorzuzusehen, daß diese Preise noch weiter steigen werden. Solche Erwartung und Ueberzeugung hat bereits mehrfach zu komischen Wirkungen geführt, daß nämlich die Verkäufer gar nicht mehr wissen, wieviel sie denn eigentlich fordern sollen; daß sie ihre Forderung von Tag zu Tag steigern und verdoppeln, und daß sie, selbst wenn ihre verwegene Forderung bewilligt oder wohl gar, wie es schon vorkommt, noch überboten wird, trotzdem nicht loszuschlagen wagen, in der Furcht, sie könnten sich übereilen und sich, mit Rücksicht auf die Zukunft, Schaden thun. Kleine Landeshollen, irgendwo versteckt, vor den Thoren oder in weiter Entfernung von der Stadt gelegen, um die sich bisher Niemand gekümmert hat, weil sie eben völlig werthlos schienen, werden ihrem glücklichen Eigenthümer, den man erst lange suchen muß, und der sich dieses seines Eigenthums kaum noch bewußt ist, mit einem Beutel voll Gold bezahlt. Im ein- bis zweimeiligen Umkreise von Berlin kostet die Quadratrute Baugrund bereits 50 bis 100 Thaler, in der Stadt aber 1000 bis 10,000 Thaler. Es ist fast ebenjo wie mit den Goldbistricen in Kalifornien oder in Australien. Aus den Berliner Kohl- und Kartoffelgärtnern sind Fünzigtausend- und Hunderttausend-Thaler-Männer geworden, aus manchen Bauern der benachbarten Dörfer wohl gar Viertel- und Halbmillionäre. Allen diesen Leuten ist es ergangen wie im Märchen. Sie haben sich arm zu Bette gelegt und sind am andern Morgen mit einem ungeheuren Geldsack an der Seite wieder erwacht. Sie sind ohne ihr Zuthun, bloß durch die Conjunction, wohlhabend und reich geworden. Aber viele, vielleicht die meisten von ihnen, leben noch ganz nach alter gewohnter Weise, sitzen noch in ihren niedrigen Kathen, führen noch selber den Pflug und den Spaten und essen und trinken noch ebenjo frugal wie ehemals.

Eine Wohlthäterin der Kindheit.

Von F. von Hohenhausen.

Die humanistische Tendenz unseres Zeitalters bringt es mit sich, daß wir mit besonderer Vorliebe uns der Persönlichkeiten erinnern, die sich um die Wohlthätigkeit verdient gemacht haben. Mit welcher Begierde sind die Odenislisten gelesen worden, die so viele Namen von verdienstvollen Frauen bekannt gaben! So wie diese sich in allen Welttheilen und unter allen Nationalitäten vorkanden, kann man auch aus der Vergangenheit berühmte Namen wieder in Erinnerung bringen, deren Trägerinnen für alle Zeit ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben haben. Es dürfte vielen Leserinnen unbekannt geblieben sein, daß die erste Gründerin der segensreichen Kinderbewahr-Anstalten eine Französin war. Abelaid Anna Louise, Marquise von Pasforet, wurde 1765 in der Provence geboren und verheirathete sich zu Paris am 14. Juli 1789, an eben dem Tage, an welchem die Bastille erstürmt wurde. Der Marquis von Pasforet stimmte den Grundfägen der Freigeister und Staatsumwölger bei, wie es von vielen Mitgliefern

Intermezzo.

Für das Pianoforte comp. v. Richard Wüersl.

Allegro moderato.

Intermezzo da Capo senza Replica sin al fine.

W. T. in W. Leinene Kragen und Manschetten werden nach der Wäsche in mäßig dicker Stärke getaucht, welcher man etwas Stearin oder das Stärke-Bulley-Präparat von Strube beigemischt hat. Sobald sie trocken geworden, taucht man sie abermals in rohe, mit kaltem Wasser gelöste Stärke. Dann werden sie einzeln auf eine Unterlage von Flanell gebreitet und, nachdem man ein Stück feines Zeug darüber gedeckt hat, mit heißem Eisen plättet. Zuletzt entfernt man das Zeug und plättet jedes Stück nochmals nach dem Fadenlauf.

L. v. A. in S. Beim Waschen von Flanell, gestrickten und anderen Wollstoffen verfährt man folgendermaßen: Gallseife wird zerschritten, getocht und verquirt und die Stoffe in der lauwarmen Waschlöslichkeit gewaschen; dies wiederholt man mit neuem Gallseifenwasser noch ein bis zwei Mal. Für ein Kleid genügen ungefähr zwei Stückchen Gallseife, wie sie in jedem Seifenladen käuflich sind. Dann spült man die Stoffe schnell hintereinander zweimal in weichem Wasser klar und hängt sie zum Trocknen auf. Für gefärbte wollene Sachen ist Quillharinde ein ganz vortreffliches Waschmittel. Die Rinde wird mit warmem Wasser übergossen, einige Stunden lang stehen gelassen, durchgeseiht und in der erhaltenen Flüssigkeit die Stoffe ganz wie bei der Gallseife angegeben gewaschen.

Aurora v. L. in G. . . . g. Rein, es gibt außer weißer Gesichtschminke kein Toilettenmittel, Leberflecke zu verdecken.

Haidelraut. Harzflecke kann man aus Tuch leicht mit einer Mischung von gleichen Theilen höchstrectificirten Weingeist und Steintohlenbenzoe entfernen.

Rose am Alfenlund. Wasserflecke in grünem Stoffe lassen sich durch kein Fiedmittel entfernen, da an jenen Stellen die Appretur der Seide durch das Wasser fortgenommen ist; schiden Sie den Stoff in eine chemische Reinigungsanstalt.

A. A. S. in D. Ueber die Bereitung von Wurst, das Pökeln von Fleisch etc. finden Sie Anweisung und Recepte in dem Schriftchen von F. Cypner „die deutsche Wurstfabrikation“ (erschienen 1870 bei B. F. Voigt in Weimar).

Eine langjährige Abonnentin. Silberdrahtfransen reinigen Sie mit Salmiageist, nachherigem Abspülen mit reinem Wasser und Abtrocknen.

Wade von R. Sutin de Boutemard und Hartung sind zwei Doctoren, die nur auf den Etiquetten der Zahnteife, beziehungsweise der Kräuterpomade, welche diesen Namen trägt, existirt haben. Beide entsprangen der Fabrik des weiland wegen seiner Rheumatismskuren bekannten Goldberger in Berlin. Es sind beide Mittel übrigens sehr harmloser Natur.

A. Das Englische Haarwasser des Apotheker Wächte in Breslau enthält neben Glycerin und Schwefel auch Bleizucker, wir warnen Sie des-

halb vor fernem Gebrauch desselben. — Wenn Sie den Kopf mit Pottasche oder Seife gewaschen haben, können Sie das Haar getrost einölen.

J. F. 14. Die Reizbarkeit in den Ohren des Pudels wird sich verlieren, wenn Sie dem Thiere zeitweilig eine Mischung aus 1 Theil Carbolsäure in 100 Theilen Probenecroli ins Ohr träufeln.

Langjährige Abonnentin aus Oberösterreich. Sie werden die gewünschten Angaben in der kleinen Schrift von J. Sander „praktische Anweisung, Blumen, Gräser und Pflanzen mit Verbeibaltung ihres natürlichen Aussehens künstlich zu trocknen und aufzubewahren etc.“ (1871, Verlag von Enders in Reuttsheim, Preis 4 Silbergroschen) finden.

S. S. Graz. Es ist wohl möglich, der Entziehung von Blatternarben durch eine vernünftige Behandlung während der Krankheit vorzubeugen, nicht aber nachträglich das Gesicht von den entstellenden Narben zu befreien.

Jr. B. K. in Wien. Weinpresse neuester Construction erhalten Sie in Wien bei Weidenbusch und Koch, Sernals, Vohenbaurgasse 12; durch dieselbe Firma werden Sie auch den Stampapparat beziehen können.

Ziebnenjäährig. Gelbgewordene Seidenfransen werden zuerst in lauem Seifenwasser vorsichtig so lange hin und her geschwenkt, bis sie rein sind und dann noch feucht in eine Mischung von 2 Theilen grüner Seife (Schälseife) und 1 Theil Wasser getaucht. Wenn die Seide von diesem Seifenleim gehörig durchzogen ist, wird sie herausgenommen und muß gut abtropfen; dann wird sie geschwefelt. Nach dem Schwefeln wird die Seide in weichem Wasser wiederholt gespült. Den höchsten Glanz der Weiße gibt man der Seide durch schwaches Bläuen mit Indigoearmin.

Gr. G. S. An dem Auftreten der Mieser trägt jedenfalls das Verstopfen der Hautporen durch den Gebrauch des Puders die Schuld; wir raten daher wenigstens vorläufig durch Entfernung der Urjache das Uebel nicht noch größer zu machen. — Eine Vorschrift zu einem unschädlichen absorbirenden Pulver lautet: 12 Theile feinstes Weizenmehl werden mit 2 Theilen Weizenwurzelpulver gemischt und die Mischung mit beliebigen ätherischen Oelen (Rosenöl, Bergamottöl, Citronenöl etc.) parfümirt.

W. Ch. Um die Mottenbrut aus Pelswerk zu vertilgen, erhitze man feinen staubfreien Sand so stark, daß man nicht mehr die Hand in demselben leiden kann, aber auch wieder nicht so hoch, daß der Sand das Pelswerk verjengen würde. Dieser Sand wird langsam auf dem Pelswerk hin- und hergerollt, indem man ihn zwischen die Haare hindurch auf die Haut gelangen läßt. — Gepolsterte Möbel schützt man vor Motten, wenn man das Polstermaterial mit einer schwachen Auflösung von Picrinäure in Wasser (1 zu 100) tränkt und dann trocknet. — Ein Mottenspiritus für Kleider etc. besteht in 12 Theilen Tinctur aus spanischem Pfeffer in

welcher man je 1/2 Theil Kampher, Lorbeeröl, Bergamottöl, Nelkenöl und Terpentintöl auflöst. — Die größten Feinde der Motten sind Zugluft und das häufige Ausklopfen der Gegenstände, welche man schützen will.

C. S. Das aus dem zur Probe eingesendeten Stoff gearbeitete Kleid kann ganz unzertrennt in die chemische Waschanstalt geschickt werden; es wird aus derselben wie neu erscheinend hervorgehen.

C. S. in N. Das Verlaufen der Farben der in Gelb und Weiß gestrickten Baumwolldecke durch die Wäsche läßt sich durch kein Mittel verhindern; wir raten, die ganze Decke einfarbig, z. B. türkisroth, auffärben zu lassen.

Weichen in Oberungarn. — **W. C. in W.** — **W. v. S.** Die Aerzte haben Recht, wenn sie Ihnen den Trost spenden, daß voraussichtlich in ein paar Jahren die Zeitplage ein Ende haben wird; sorgen Sie zwischen für gehörige und unausgeseht gepflegte Hautcultivir, baden Sie oft warm, setzen Sie dem Bade aromatische Kräuter (Lavendel, Rosmarin, Majoran, Thymian) hinzu und reiben Sie das Gesicht mit einer Salbe aus einem Eßlöffel voll Honig, zwei Eßlöffeln Bierhefe und ebensoviele Weizenmehl ein. Diese Salbe wird einige Zeit auf der Haut gelassen und dann mit Seifenwasser abgewaschen. — Pasta Pompadour ist weiter nichts als Coldecream, vermischt mit feingeriebene Mandeln.

Abonnentin W. C. in L. Die eingesendete Zeugprobe ließ sich sowohl chemisch (d. h. mit Benzol) wie mit Gallseife reinigen, ohne daß dadurch die Farbe angegriffen wurde, doch ist die chemische Reinigung wegen der Appretur vorzuziehen.

Er. K. in München. Die einfachste Art und Weise, sich einen wohlriechenden Toiletten-Essig selbst zu bereiten, ist die, daß man zu 30 Theilen Eau de Cologne 1 Theil Essigsäure mischt. Weicheneisig bereitet man durch Mischen von 2 Theilen Essig de Cassie, 1 Theil Esprit de Roses triple, 1 Theil Weichenwurzelinctur und 8 Theilen feinstem Weineisig. Mit Recht verwirft man heute den täglichen Gebrauch der Toiletten-Essige, da diese sich der Haut durchaus feindlich erwiesen haben, als Räuchermittel sind dagegen die aromatischen Essige sehr zu empfehlen. Ein solcher Räucheressig kann dargestellt werden durch Mischen von 20 Theilen Räucherinctur, 1 Theil Essigäther, 2 Theilen Rosenwasser, 2 Theilen concentrirten Essig. — Räucherinctur bereitet man durch Mischen von 2 Theilen Perubalsam, 8 Theilen Benzoininctur, 12 Theilen Eau de Cologne, 1/20 Theil Moschustinctur und 1/2 Theil Essigsäure. — Einen zur Desinfection der Luft in Krankenzimmern sehr zu empfehlenden Carbolsäure-Desinfectionsessig bereitet seit Jahren die grüne Apotheke in Berlin, Chausseestraße 21.

